

ROSSLYN ELLIOTT

*Mit Herz, Mut
und Verstand*



Kapitel 1

Ohio, 1875

Hohes Gras und Wildblumen versperrten ihr die Sicht. Susanna blieb inmitten der Wiese stehen. Sie hatte das unangenehme Gefühl, als beobachte sie jemand – doch außer ihr war an diesem heißen Junimorgen bestimmt niemand hier draußen.

Ganze Heerscharen von Margeriten lugten mit flachen gelben Augen aus der Graswand vor ihr. Die drückende Luft umhüllte sie von allen Seiten und die undurchdringliche Stille wurde nur vom Summen einer Wespe unterbrochen, die über Susannas Kopf schwirrte.

Ihre Schwester brauchte sie. Sie musste so schnell wie möglich das Farmhaus erreichen. Susanna umfasste den Griff ihrer schweren Reisetasche mit beiden Händen und kämpfte sich durch das Gras, suchte nach alten Fußspuren, um in diesem Gestrüpp nicht vom Weg abzukommen. Unter der Bluse und dem Korsett floss der Schweiß über ihren Rücken. Der Unterrock hing schwer um ihre Beine. Am liebsten hätte Susanna ihre Locken aus dem Nacken geschüttelt und sich Luft zugefächelt, doch sie stapfte weiter. Immerhin hielt ihr Strohhut die Sonne etwas ab.

Die andauernde Hitze dieses Sommers wollte einfach nicht nachlassen, eine Hitze, die auf der Haut brannte wie Whiskey auf der Zunge. Susanna hatte einmal einen Schluck Whiskey probiert, weil ihr Vater es von ihr verlangt hatte. Er hatte gesagt, sie solle den widerlichen Geschmack kennenlernen, damit die Neugier sie niemals in Versuchung führen würde – obwohl sie ihm glaubhaft versichert hatte, dass das Trinken keinen Reiz auf sie ausübte. Der Whiskey hatte schon mehr als genug Übel angerichtet.

Doch daran wollte sie jetzt nicht denken. Sie war hier, um ihrer Schwester und ihren Nichten und Neffen Gesellschaft zu leisten und mit ihnen ein paar schöne Tage zu verbringen, bevor sie sich auf den Weg zum College nach Westerville machte.

In ihrer Tasche hatte sie eine Überraschung, die die Kleinen bestimmt stundenlang beschäftigen würde – Bögen um Bögen mit hauchdünnem Papier in sieben verschiedenen Farben. Damit würde sie den Kindern zeigen, wie man etwas Wunderbares entstehen lassen konnte, nämlich genaue Abbildungen der Blumen aus dem Botanikbuch. Susanna konnte es kaum erwarten zu sehen, wie die Freude über die bunten Basteleien die Sorgen aus den kleinen Gesichtern wischen würde, zumindest für die wenigen Tage, die sie bei ihnen war. Ein Lächeln zupfte an ihren Mundwinkeln. Die Kinder würden sich mit leuchtenden Augen um sie versammeln und fragen, was denn in ihrer Tasche sei, denn sie wussten, dass ihre Tante immer eine Überraschung mitbrachte. Sie wünschte sich nur, sie könnte ihnen noch mehr geben.

Ein Schornstein ragte über das Gras, das sich endlich zu einer Lichtung öffnete. Das Haus, in dem ihre Schwester mit ihrer Familie lebte, kauerte vor ihr, die weiße Farbe blätterte von den Holzwänden. Rostige Arbeitsgeräte lehnten an den Wänden und auf den umliegenden Feldern wuchs nur etwas welkender Mais. Doch diese Vernachlässigungen konnte man Rachel nicht vorwerfen. Mit einem faulen Ehemann und sechs hungrigen kleinen Mäulern konnte Rachel sich nicht auch noch um die Bewirtschaftung der Felder kümmern.

Susanna eilte weiter. Ihre Schultern schmerzten vom Gewicht der Reisetasche.

Warum kamen die Kinder noch nicht herbei, um sie zu begrüßen? Zumindest Clara und Wesley hatte sie draußen bei der Arbeit erwartet, auch wenn Rachel die kleineren Kinder bei dieser Hitze vermutlich im Haus lassen würde.

Susanna blieb stehen. Etwas war mit den Beeten geschehen. Die Blumen lagen zertrampelt und braun auf der Erde neben dem Haus. In Susannas Hals formte sich ein Kloß – Rachel musste untröstlich sein. Die einzige Farbe und das winzige bisschen Luxus im Haus waren durch die Blumen eingezogen, die Rachel so unendlich geduldig gegossen und gepflegt hatte. Und jetzt waren sie alle vertrocknet.

Susanna stellte ihr Gepäck auf der untersten Stufe der Veranda ab, stieg die Treppe hinauf und klopfte. Aber keine Antwort. Zag-

haft legte sie die Hand auf den Knauf und öffnete die knarrende Tür.

„Rachel?“ Susannas Ruf sank in eine gespenstische Stille hinein. In ihrem Magen entstand ein seltsames Gefühl der Leere. Nur zögernd ließ sie den Türknauf los, während sie einen Schritt über die Schwelle setzte. Das kleine Wohnzimmer mit seinen abgenutzten Möbeln war leer.

Mit wenigen Schritten hatte sie das kleine Zimmer durchquert, lief durch den dunklen Flur und schob die Tür zum Schlafzimmer auf. Auch hier war niemand. Die Bettwäsche war zerwühlt, der Quilt lag auf dem Boden und die Kinderwiege war leer. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Susannas Herz klopfte rasend schnell und ihr Atem beschleunigte sich.

Nein, sie durfte nicht in Panik ausbrechen. Vielleicht waren die Kinder oben und kümmerten sich um Rachel. In ihrem letzten Brief hatte ihre Schwester geschrieben, dass sie leichtes Fieber hatte. Wenn sie immer noch krank war, würden sich Clara und Wesley um sie kümmern, denn ihr Vater wäre mit Sicherheit keine große Hilfe.

Die abgestandene, modrig warme Luft im Haus verursachte Übelkeit bei Susanna, doch sie stieg trotzdem die schmale Treppe hinauf. Hier gab es zwei Kinderzimmer: eins für die zwei älteren Jungs und eins für die drei Mädchen.

„Clara?“, fragte sie in die Stille hinein.

Beide Zimmertüren standen offen und es strömte ein unangenehmer Geruch heraus. Susanna spürte ein eiskaltes Ziehen in ihrer Brust. Sie zog ein Taschentuch hervor und wappnete sich, um hinter die Tür zu blicken. Es war viel zu still hier. Sie presste sich das Tuch an die Nase und trat entschlossen vor.

Das Zimmer war vollkommen durchwühlt, aber verlassen. Der scheußliche Gestank kam von benutzten Windeln, die auf dem Boden lagen. Fliegen krabbelten darauf herum. Eine alte Decke lag wie ein unordentlicher Haufen auf dem Bett, als hätten die Kinder damit gespielt. Das alles sah Rachel überhaupt nicht ähnlich. So schwer ihre Lebensumstände auch sein mochten, hatte sie ihr Heim doch immer sauber und ordentlich gehalten. Susanna versuchte zu schlucken, aber ihr Mund war wie ausgetrocknet.

Das Zimmer der Jungs war gleichermaßen verlassen und die Bettdecken ebenso unordentlich. Aus der alten Kommode war eine Schublade gezogen worden, die nun auf dem Boden lag.

Susanna eilte nach unten; ihre Absätze trommelten auf die Dielen. Sie musste so schnell wie möglich zurück in die Stadt und herausfinden, ob jemand etwas über den Verbleib von Rachel Leeds, George Leeds und ihren Kinder wusste. Sie würde jetzt nicht den Kopf verlieren, sie würde ruhig bleiben, ermahnte sie sich selbst. Doch dazu musste sie das Treppengeländer sehr fest umklammern.

Sie sollte ihrer Schwester eine Nachricht hinterlassen, falls sie noch einmal hierherkommen würde. Ein einfacher Schreibtisch stand an der Wohnzimmerwand. Susanna durchsuchte die Schubladen. Es gab nur einige Papierfetzen, doch das würde ausreichen. Keine Tinte – vielleicht gab es einen Bleistift. Sie öffnete die zweite Schublade.

„Was tust du hier?“

Susanna zuckte zusammen und wirbelte herum.

George stand in der Tür; der Gestank von Alkohol wehte bis zu ihr herüber. Er trug keine Krawatte und sein Hemd und die Weste waren schmutzig und zerknittert. Sein ungepflegter Schnurrbart ging in den struppigen Backenbart über. Susanna konnte sich kaum noch daran erinnern, dass er vor einigen Jahren ein gut aussehender, hart arbeitender Farmer gewesen war, der um ihre fröhliche Schwester geworben und ihr Herz erobert hatte. Doch nun war Rachel schon lange nicht mehr fröhlich. Seinetwegen.

„Wo sind Rachel und die Kinder?“ Ihre Stimme wollte ihr kaum gehorchen.

„Weg.“

Sie musterte ihren Schwager prüfend. Hatte Rachel ihn tatsächlich verlassen? Aber wohin sollte sie mit all ihren Kindern gehen?

Er starrte zurück. „Sie ist weg. Mit einem anderen Mann.“

„Das kann nicht sein. Sie war krank, das hat sie mir geschrieben.“

„Vielleicht hatte sie Gehirnfieber, vielleicht ist das ihre Ausrede.“

George Leeds Mund verzog sich zu einer verächtlichen Grimasse. „Aber sie war nicht zu krank, um den Zug zu nehmen.“

Rachel. Susannas Herz zog sich zusammen. „Wo sind die Kinder?“

„Die hat sie dem Staat übergeben.“

„Dem Staat?“, wiederholte sie fassungslos.

„Dem Waisenhaus.“

„Aber warum sollte sie das tun?“

„Vielleicht wollte sie die Blagen nicht bei sich haben, wenn sie mit dem anderen Kerl ein neues Leben anfängt. Und ich kann mich bestimmt nicht um sie kümmern. Jetzt sind sie mutterlos.“

„Aber sie sind nicht vaterlos. Du lässt deine Kinder ins Waisenhaus gehen?“ Susannas Hände fingen an zu zittern und sie versteckte sie hinter dem Rücken.

„Sie hat mich nicht gefragt. Sie hat mir einfach einen Zettel da-gelassen. Aber jetzt ist es vorbei, ich will nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Und du brauchst gar nicht mit mir zu diskutieren, Susanna Hanby. Du und deine Schwester, ihr glaubt, ihr könnt mit eurem Aussehen alles erreichen. Ihr Hanbys haltet euch doch sowieso für was Besseres! Ich könnte dich mit einer Hand hochheben, wie ich es mit deiner Schwester getan habe. Naja, du siehst ja, was aus Weibern wie ihr wird – eine Ehebrecherin.“

Er war ein Lügner. Rachel war niemals eingebildet gewesen, auch wenn sie wunderschön war – vielmehr gewesen war. Susannas Nägel gruben sich schmerzhaft in ihre Handflächen. Am liebsten hätte sie George ins Gesicht geschlagen.

„In welchem Waisenhaus sind sie?“

„Keine Ahnung. Irgendwo in Columbus. Wie sollte ich mich um die Rotznasen kümmern? Und dann auch noch ein Baby? Die brauchen eine Frau.“

„Nein, nur einen nüchternen, anständigen Mann!“ Susanna schob sich an ihm vorbei zur Tür hinaus und taumelte die Treppe hinunter. Alle sechs Kinder waren verschwunden. Und was konnte sie schon tun, wenn Rachel sie tatsächlich dem Staat übertragen hatte und George sie nicht zurückhaben wollte?

Sie griff sich ihre Tasche, raffte ihre Röcke und lief davon, so schnell sie konnte. Das konnte einfach nicht wahr sein. Rachel würde so etwas Grauenhaftes nicht tun. Vielleicht war es ja George gewesen, der die Kinder weggegeben hatte.

Doch warum sollte er lügen?

Es sei denn, er hatte Rachel etwas angetan.

Nein, an so etwas durfte sie gar nicht erst denken; sonst würde sie es nicht bis zum Bahnhof schaffen. Bestimmt war schon ein Brief von Rachel an sie unterwegs. Ihre Schwester würde ihr schreiben, was geschehen war, und alles aufklären.

Susanna dachte an Georges alkoholgeschwängerten Atem und an seine Unmenschlichkeit und Gleichgültigkeit seinen Kindern gegenüber. Wut flackerte in ihr auf – sie schloss die Augen, atmete tief durch und ließ ihren Zorn weiterlodern. Sie würde die Kinder finden. Sie durften nicht voneinander getrennt und fremden Familien übergeben werden, wo sie vielleicht nicht geliebt und schlecht behandelt wurden.

Sie hatte Rachel von Anfang an vor George gewarnt, genau wie ihre Eltern. Wenn Rachel nur auf ihre Familie gehört und den Antrag von George Leeds abgelehnt hätte, wäre das alles nicht geschehen. Natürlich hatte George damals, als sie ihn kennengelernt hatte, noch nicht Tag und Nacht getrunken. Er war ein fröhlicher, fleißiger Farmer gewesen, der am Wochenende leider nur zu gerne in den Saloon gegangen war. Ihre Eltern und Susanna hatten Rachel vor der Zukunft gewarnt, aber sie hatte ihre Bedenken beiseitegewischt.

Susanna konnte nicht schlecht von ihrer Schwester denken, nicht nach allem, was sie durchgemacht hatte. Und bestimmt nicht jetzt, wo Rachel verschwunden war.

Sie schüttelte das Zittern aus ihren Armen und Beinen und ging weiter. Sollte sie nach Hause zurückkehren und ihren Eltern erzählen, was passiert war, damit sie die Kinder zu sich holten?

Aber wie sie das bewerkstelligen sollten, konnte sich Susanna beim besten Willen nicht vorstellen. Die letzten Ersparnisse ihrer Familie wurden für das Schulgeld gebraucht, das Susanna für das College in Westerville benötigte – Geld, das zu einem festen Bündel gerollt in ihrer Handtasche versteckt war. Ihre Eltern wurden alt und konnten sich von dem kleinen Stück Land und der Kuh und den paar Hühnern gerade mühsam ernähren. Sie war eine Hanby; deshalb schickten ihre Eltern sie ans Otterbein-College, wo alle Hanbys ihren Abschluss gemacht hatten.

Nein, Susanna durfte nicht zurückgehen – sie musste ihre Reise wie geplant fortsetzen. Westerville war nur wenige Bahnstationen

entfernt. Ihr Onkel Will und ihre Tante Ann waren wohlhabender als ihre Eltern, nicht wahr? Vielleicht konnten sie sogar die anderen Verwandten überreden, Rachel und ihren Kindern zu helfen, auch wenn diese Verwandten mittlerweile über das ganze Land und sogar im Ausland verstreut lebten.

Susanna stolperte über eine Wurzel und klammerte sich an ihre Tasche, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. George Leeds war einmal ein guter Mann gewesen, bevor der Whiskey ihn ruiniert hatte. Dieser grässliche Whiskey! Am liebsten hätte sie alle Fässer dieser Welt verbrannt.

Die Hitze machte sie benommen. *Ich werde nicht ohnmächtig.* Ihre Bluse war klatschnass und Schweiß strömte ihr übers Gesicht, als würde ihr ganzer Körper über das Schicksal ihrer kleinen Nichten und Neffen weinen.

Onkel Will würde seine Großnichten und -neffen nicht im Stich lassen. Und wenn er seinen letzten Dollar für sie geben müsste – er würde es tun.

Vor ihr wurde ein Dach sichtbar, von dem Licht widerspiegelte. Susanna hatte den Bahnhof fast erreicht.

Ihre Nichten waren noch so klein ... Della und Annabeth. Und Jesse war ein Baby. Er würde sich nicht einmal an seine Mutter oder seine Familie erinnern können, wenn man ihn weggab.

Wo war ihre Schwester nur? Susanna ließ ihre Tasche mit einem dumpfen Schlag fallen und schlug die Hände vors Gesicht. Am liebsten hätte sie nur noch geweint, doch sie musste sich zusammenreißen. Tränen halfen jetzt nicht weiter.

Sie konnte nichts erreichen, bis sie es nicht endlich wieder zurück in die Zivilisation geschafft hatte. Susanna atmete tief durch, nahm ihre Tasche wieder auf und ging weiter, fixierte das Dach der kleinen Bahnstation. Sie würde Rachel und die Kinder nicht im Stich lassen.

Kapitel 2

„Die *New Yorker Staatszeitung* sucht nach einem guten Journalisten.“ Mr Reinhardt wedelte mit einer Zeitung in Johanns Richtung und warf ihm über den Rand seiner Brille hinweg einen scharfen Blick zu.

Johann tat unbeeindruckt und kurbelte an dem großen Eisenrad der Druckerpresse. Die Platte glitt vor, hielt kurz inne und glitt dann zurück, prägte die Reihen deutscher Worte erst auf die eine Seite des Blattes, dann auf die andere. Das regelmäßige Klacken der Maschine hallte von den Wänden des großen Raumes wider.

„Hast du mich gehört, Johann?“ Mr Reinhardt hob seine ohnehin schon laute Stimme. Die Geräusche der Maschine waren keine Herausforderung für seinen kräftigen Bariton, in dem der unverkennbare bayerische Akzent seines Heimatlandes mitschwang.

„Ja, Sir.“ Johann blickte nicht auf, sondern konzentrierte sich weiter auf die Druckerpresse. Ein schmaler Junge stand an der Walze, nahm jedes fertige Blatt heraus und brachte es zum Trockenregal.

„Und du bist nicht interessiert?“

„Woran?“

„Daran, Reporter zu werden. Für die Rubrik *Tagesgeschehen*.“

Johanns Kopf fuhr hoch und sein Blick flog zu Mr Reinhardt, der ihn aufmerksam beobachtete.

Der Herausgeber öffnete die Zeitung und zeigte auf die letzte Seite, als könnte Johann die Anzeige aus dieser Entfernung lesen.

„Ja. Sie suchen jemanden mit Erfahrung, steht hier. Einen Reporter, der schon viele Artikel über Kriminalität für eine deutsche Zeitung geschrieben hat.“

New York – wo gigantische Pressen zehn Seiten auf einmal und achttausend in der Stunde drucken konnten! New York – wo sich dunkle Gestalten in zwielichtigen Spelunken und Opiumhöhlen herumtrieben und die Geschichten so zahlreich gesät waren, dass ein Reporter knietief durch sie hindurchwaten konnte, wenn er sein

elegantes Stadthaus verließ! New York – das Mekka eines jeden Zeitungsschreibers.

Johann schluckte, dann seufzte er resigniert. „Das kann ich nicht, Mr Reinhardt.“ Er konzentrierte sich auf das hypnotisierende Schwingen der Platte unter sich.

„Warum nicht?“

Einige Erklärungen blieben lieber ungenannt. Er schwieg.

Mr Reinhardt starrte durch seine Brille auf die Zeitung und las laut vor. *„Der Bewerber soll den Ausschnitt eines eigenen Artikels von nationaler Wichtigkeit vorweisen, eine Geschichte, die selbst den abgebrühtesten Stadtbewohner mitreißt.“*

„Das ist schon eine Herausforderung.“ Johanns Interesse loderte auf. „Vor allem für uns Landeier aus Columbus.“ Er liebte einen guten Wettkampf.

Mr Reinhardt gluckste. „Ich finde, du solltest dir eine Story suchen, damit du die Stelle bekommst. Nutze diese Möglichkeit, Johann. Du kannst dich immer noch dagegen entscheiden.“ Er faltete die Zeitung zusammen. „Ich sehe doch dein Gesicht, wenn wir über New York sprechen. Gib zu, dass du dorthin willst.“

Johann kurbelte noch einige Male an dem Rad. „Also gut, ich werde eine interessante Geschichte finden.“ Er konnte ohne Probleme etwas Großes schreiben, wenn er sich wirklich darauf konzentrierte. Das verführerische Gaslicht und die Schatten der Großstadt tauchten vor seinem inneren Auge auf. Selbst das geschäftige Columbus wirkte dagegen wie ein kleines Dorf.

Die Eingangstür wurde aufgerissen und ein weiterer Druckerjunge stürmte herein. „Danke, Herr Giere“, sagte der blonde Junge zu Johann. „Tut mir leid, dass meine Pause so lange gedauert hat.“ Er übernahm das Rad, als Johann zurücktrat und ihm den Platz überließ.

„Kein Problem. Es macht mir nichts aus, die Arbeit eine Weile zu übernehmen. Du weißt, dass ich die Presse mag.“ Johann wandte sich an Mr Reinhardt. „Ich muss jetzt gehen, Sir, mein Vater wartet.“ Er schnappte sich seinen Hut vom Haken und ging in Richtung Tür.

„Zeig ihnen, woraus wir hier im Westen gemacht sind, Johann!“ Das Poltern von Mr Reinhardts Stimme begleitete ihn hinaus ins Freie.

„Front Street“, rief der Fahrer und zog an den Zügeln seines Gespanns. Die Pferdebahn kam zum Stehen – zwanzig Passagiere drängten sich in den Sitzen und starrten, von der unerträglichen Hitze gequält, in der Hoffnung auf einen Luftzug aus den Fenstern.

Johann sprang auf die zerfurchte Straße hinunter und wich geschickt einer vorbeirauschenden Kutsche aus. Einige hundert Schritte brachten ihn in den Brauereihof, in dem sich ein Fuhrwerk ans andere reihte. Etliche stämmige Pferde waren vor die großen Wagen gespannt. Sein Vater hatte in die neu importierten Tiere investiert. Die gefleckten Grauen mit ihren runden, muskulösen Schultern und Traversen zogen die schweren Bierwagen ohne Probleme. Doch immer noch sprach sein Vater häufig voller Sehnsucht von den kräftigen deutschen Arbeitspferden, die er in seiner Jugend gelenkt hatte.

Johann ging an den Tieren vorbei und grüßte Heinrich, den Braumeister, der neben dem ersten Gespann stand.

Der rothaarige Mann winkte mit seinem einen Arm zurück. „Guten Abend!“ Die Kugeln der Konföderierten hatten Heinrich einen leeren linken Ärmel beschert. So wie ihm war es auch vielen anderen Männern aus dem *German Village* ergangen, dem Wohnviertel, das in den zwanziger Jahren von deutschen Auswanderern gebaut worden war. Heinrich arbeitete nach seinem Verlust doppelt so hart, um den fehlenden Arm auszugleichen. Doch Johanns Vater hätte niemals einen so guten Arbeiter entlassen, der zudem so viel für die Union geopfert hatte. Nicht nach dem, was die Familie Gierre selbst im Krieg verloren hatte.

Johann tauchte in den unverkennbaren Geruch von Hopfen ein, der aus den Toren der Brauerei strömte.

„Johann!“ Sein Vater stand im Türrahmen. Zum ersten Mal bemerkte Johann, dass sich in sein blondes Haar viele graue Stellen mischten. Vom Alter oder von den Sorgen des Lebens?

Sein Vater zeigte nach oben, wobei sich sein brauner Mantel gefährlich über seinen muskulösen Schultern spannte. „Hast du das neue Schild gesehen?“ Oben auf der Leiter hatte einer der Arbeiter

die Worte *Gebrüder Giere* überpinselt und schrieb nun in großen Lettern *Giere & Sohn*.

„Gefällt es dir?“, fragte sein Vater lächelnd, doch gemischt mit einem Hauch von Melancholie. Er kam zu Johann herüber, den Hut vor die Brust gepresst. „Es konnte nicht für immer so bleiben. Es ist jetzt zehn Jahre her – wir müssen weitermachen. Fritz würde es so wollen.“

Johann hoffte, dass sich der scharfe Schmerz der Schuld nicht auf seinem Gesicht zeigte. „Es sieht gut aus. Genau das hätte Onkel Fritz sich gewünscht.“ Er klopfte seinem Vater auf die Schulter und suchte vergeblich nach Worten, während der Glanz New Yorks sein Gewissen verätzte.

Sein Vater räusperte sich. „Ein Kunde braucht unsere Aufmerksamkeit.“ Er nickte in Richtung Hof.

Johann wandte sich um. Drüben an der Laderampe waren bereits einige Fässer auf den Wagen des dritten Gespanns geladen worden. Die Arbeiter rollten ein weiteres heran, während ein großer, dünner Mann zuschaute.

„Ich möchte dich ihm gerne vorstellen.“ Sein Vater nahm Johann am Ellbogen und führte ihn zu dem Besucher.

„Mr Henry Corbin, das ist mein Sohn Johann, der Ihnen gerne behilflich sein wird.“

„Freut mich, Sie kennenzulernen, junger Mann.“ Der hagere Mann drückte Johanns Finger überraschend fest. „Bei einem neuen Unternehmen können wir jede Hilfe gebrauchen.“ Sein Akzent war rau und ungehobelt.

„Ein neues Geschäft, Mr Corbin?“, fragte Johann. Er war müde, doch er musste höflich sein. Die *Hoster-Brauerei* am Ende der Straße war ein ernst zu nehmender Konkurrent. Die Gieres brauchten jeden Kunden, damit ihre eigene Brauerei überlebte.

„Wir eröffnen einen Saloon in Westerville.“ Corbin steckte seine Daumen in den Gürtel und beobachtete mit selbstgefälligem Gesichtsausdruck, wie das nächste Fass verladen wurde.

„Wir, Sir?“, fragte Johann. „Haben Sie einen Partner?“

„Meine Frau und ich. Sie und die Kinder kommen in die Stadt, wenn ich mich niedergelassen habe.“

Johann sagte nichts, hob aber in Richtung seines Vaters eine fra-

gende Augenbraue, als Corbin gerade nicht hinschaute. Westerville, Ohio, war bekannt für seine sturen Bewohner, die sich hartnäckig gegen Alkoholausschank in jeglicher Form zur Wehr setzten. Das wusste jeder. Selbst die Hosters waren mit ihrem Versuch gescheitert, dort Bier zu verkaufen.

Sein Vater nickte leicht. „Ja, ein couragierter Schritt. Mr Corbin wird ein starker Wind entgegenwehen, das wissen wir alle. Aber die Menschen in Westerville sollten selbst entscheiden können, ob sie ein Bier und die deutsche Gemütlichkeit haben wollen.“

„Genau.“ Mr Corbin schien nicht wirklich interessiert an dieser Unterhaltung. „Ich sehe, dass wir mit dem Beladen fertig sind.“

Heinrich ging zu dem Wagen und kletterte geschickt auf den schmalen Fahrersitz. Er konnte keine Fässer mehr schleppen, aber zu seinen Aufgaben gehörte neben der Beaufsichtigung der Verladung auch der Transport der Ware. Mr Corbin starrte auf den leeren Ärmel, der vor seinem Gesicht baumelte. Heinrich sah den Mann nicht an, doch sein Gesicht wurde rot.

„Mr Corbin, ich fürchte, Sie werden hinten bei der Ladung mitfahren müssen“, sagte Johanns Vater. „Es ist ein Frachtwagen und keine Kutsche.“

Beide lachten.

„Pfff, Mr Giere. Dann kann ich meine Ladung auch besser im Auge behalten.“ Henry Corbin sprang auf die Ladefläche wie ein Vogel, der abhob. Wie ein sehr großer, dünner Vogel.

„Und Johann, du wirst ihn begleiten.“

„Nach Westerville?“ Johann verbarg seine Überraschung, indem er seinen leichten Sommermantel abklopfte.

„Ja. Es ist nur eine Stunde Fahrt mit dem Zug. Du kannst beim Abladen helfen. Mr Corbin hat Bedenken wegen der Sicherheit seiner Fracht.“

Die Menschen in Westerville würden alles andere als erfreut sein. In dieser Stadt, die von der *Kirche der Vereinigten Brüder in Christus* und den Methodisten geprägt war, war ein Saloonbesitzer nicht willkommen. Das könnte sehr interessant werden. Johann ergriff die Hand, die Corbin ihm entgegenstreckte, und kletterte zu ihm, um sich zwischen die Fässer zu setzen.

Das neue Schild über der Brauerei sprang ihm anklagend ins

Auge: *Giere & Sohn*. Er piff ein paar Noten eines Walzers, um den Geist seines toten Onkels zu vertreiben, während der Wagen auf die Straße rumpelte. Wie konnte er seinem Vater seine Partnerschaft versagen, wenn der doch schon seinen Bruder im Krieg verloren hatte? Wenn sein Vater doch noch andere Söhne hätte!

Doch selbst wenn er die Stelle in New York bekäme, müsste Johann sie nicht annehmen. Darüber konnte er sich auch später noch Gedanken machen.

Westerville gegen Corbins Saloon. Das klang nach einer vielversprechenden Story.

Kapitel 3

Der Waschraum eines Zuges war nicht der beste Ort für eine Dame, um sich frisch zu machen, doch es musste reichen. Susanna tauchte den Zipfel ihres Taschentuches in den Zinnkrug mit dem Wasser und rieb ihre blassen Wangen, um ihnen etwas Farbe zu verleihen. Nichts würde ihre Erschöpfung verbergen können, doch sie musste sich wenigstens so lange mit den schlimmen Neuigkeiten zurückhalten, bis sie ihre Tante und ihren Onkel angemessen begrüßt hatte. Susanna hoffte, dass die beiden es rechtzeitig zum Bahnhof schaffen würden. Sie hatte ihnen vor der Abfahrt noch ein Telegramm zukommen lassen, um sie zu unterrichten, dass sie schon heute und nicht erst, wie ursprünglich geplant, in einigen Tagen eintreffen würde. Doch Susanna würde Onkel Will nicht wie eine hysterische Furie überfallen – sie ließ nicht zu, dass der Mann ihrer Schwester sie so tief sinken ließ. Sie würde gefasst bleiben und alles präzise erzählen, wie sie es erlebt hatte, würde sich auf das Wichtigste beschränken. Wenn sie sich nur streng auf Rachels Unschuld und Georges Lügen konzentrierte, würde sie dieses Gespräch auch überstehen, ohne in Tränen auszubrechen.

Ihr Onkel und ihre Tante hatten ihr Leben damit verbracht, die Schwachen und Unschuldigen vor den Starken und Gewalttätigen zu beschützen – Susanna vertraute darauf, dass sie wissen würden, was zu tun war. Sie war mit den Geschichten aufgewachsen, die ihr Vater über den Mut und den Gerechtigkeitsinn von Will und Ann Hanby erzählt hatte. Wenn es jemanden gab, der in so einer Situation helfen konnte, waren es genau diese beiden Menschen.

Der Zug wurde langsamer. Susanna hielt sich an dem Waschtisch fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Sie schob das Tuch zurück in ihre Handtasche, schlüpfte durch die Tür und ging, gerade als der Zug anhielt, zurück zu ihrem Platz. Das verzierte Holz und die Polster waren so luxuriös, dass sie ihr Abteil am liebsten gar nicht verlassen hätte. Es wäre viel leichter gewesen, einfach weiterzufahren wie in einem Traum und alles um sich herum zu vergessen.

Doch ihre Nichten und Neffen waren irgendwo an einem unbekanntem Ort und würden endgültig auseinandergerissen werden, wenn sie sich nicht bald um sie kümmerte.

Zum Glück dauerte es noch zwei Monate, bis Susannas Studium am College beginnen sollte. Vielleicht konnte sie bis dahin diese Katastrophe entzerren, eine Erklärung für das Ganze finden und Rachel wieder mit ihren Kindern vereinen – und sich dann anschließend um das kümmern, weswegen sie eigentlich hier war: das Studium. Susanna wollte ihre Eltern nicht enttäuschen, die eine so hohe Meinung von ihren akademischen Fähigkeiten hatten. Es stimmte; das Lernen war ihr schon immer leichtgefallen, doch trotzdem hatte sie bisher kein wirkliches Interesse für die klassischen Fächer entwickelt – nur für die Botanik, doch weibliche Studenten waren in den Naturwissenschaften normalerweise nicht zugelassen. Susanna hatte ihre Entscheidung für ein Studienfach bisher aufgeschoben und darauf gehofft, dass ihr ihre weitere Zukunft klar werden würde, wenn sie sich einschrieb. Doch jetzt war Rachel verschwunden. Wie sollte sie sich da überhaupt auf irgendein Studium konzentrieren?

Die Tür öffnete sich und ein Gepäckträger kam herein, erkennbar an seiner schicken Uniform mit den Messingknöpfen. Der Zug war nicht sehr voll und außer Susanna schien aus diesem Abteil niemand aussteigen zu wollen.

Der Mann nahm ihre Tasche von der Gepäckablage über ihrem Kopf. „Darf ich das für Sie auf den Bahnsteig bringen, Miss?“ Vielleicht hatte er Mitleid, weil sie so blass war – oder die Gepäckträger hier waren immer so höflich.

„Ja, bitte.“

Draußen half er ihr auf den Bahnsteig hinunter.

„Vielen Dank.“

In diesem Moment rief eine helle Stimme: „Susanna!“

Tante Ann kam auf sie zu, langsam aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters, doch mit einem Lächeln auf dem Gesicht, das alle Falten überstrahlte. Es war für Susanna jedes Mal wieder ein Schock, sie mit ihren schneeweißen Haaren zu sehen. Doch ihre zarte Statur war immer noch unverändert, selbst jetzt, wo sie bereits weit über sechzig war. Hinter Tante Ann erspähte Susanna ihren Onkel Will, der sich mithilfe seines Gehstockes über den Bahnsteig

kämpfte. Sein Haar war immer noch voll, aber ebenso weiß wie das seiner Frau. Susannas Vater war fünfundsechzig, also musste Will siebenundsechzig sein. Susanna war die jüngste Vertreterin der nachfolgenden Hanby-Generation. Ein Außenstehender hätte sie vermutlich eher für die Enkelin als für die Nichte von Ann und Will gehalten.

Der Anblick ihrer geliebten Gesichter ließ Susannas Herz schneller schlagen. Sie wünschte, sie müsste ihnen nicht diese schrecklichen Neuigkeiten überbringen. Sie winkte und zwang sich zu einem schwachen Lächeln.

Tante Ann legte ihre Hand in dem schlichten Handschuh auf Susannas Schulter, um sie liebevoll von oben bis unten zu mustern. „Du bist schon so erwachsen, meine Liebe. Und wie wunderschön du in den letzten Jahren geworden bist! Willkommen in Westerville.“

„Danke.“ Susannas Lächeln erstarb.

„Was ist los? Gibt es einen Grund, warum du heute schon angereist bist?“ Die Sorgen im Gesicht ihrer Tante ließen Susannas Selbstbeherrschung zusammenbrechen. Onkel Will stellte seinen Gehstock mit einem Klicken auf den Boden, als er erkannte, dass etwas nicht stimmte.

„Ich habe auf dem Weg hierher bei Rachel vorbeigesehen.“ Susanna atmete tief ein und schluckte. *Herr, hilf mir.* Wenn sie nicht hier mitten auf dem Bahnsteig zusammenbrechen wollte, musste sie sich an die heiße Wut klammern, die sie verspürt hatte, als George ihr im Farmhaus gegenübergestanden hatte.

„Was ist geschehen, Liebes?“ Tante Anns Augen, die sonst immer weich und liebevoll waren, blickten forsch und fordernd.

„Rachel war nicht da.“ Susanna zwang sich dazu, die folgenden Worte auszusprechen. „George sagte, sie wäre mit einem anderen Mann weggegangen. Und er behauptete, dass sie die Kinder dem Staat übergeben habe.“

Aus dem Gesicht ihrer Tante war alle Farbe gewichen. „Dem Staat übergeben?“

„Er sagte, sie hätte die Kinder in ein Waisenhaus gegeben. Alle. Wir müssen sie zurückholen.“ Ihre Stimme brach und sie räusperte sich schnell. *Halte dich an der Wahrheit fest, sag es ihnen.* „Ich glaube

nicht, was er über Rachel gesagt hat. Sie würde so etwas niemals tun!“

„Natürlich nicht“, stimmte ihre Tante zu.

Susanna spürte Onkel Wills festen Griff um ihren Ellbogen, der sie stützte. Sie merkte, wie beruhigende neue Kraft in ihre schwachen Beine strömte. „George glaubt, dass die Kinder nach Columbus gebracht wurden.“

„Wahrscheinlich in die *Hannah-Neil-Mission*“, sagte ihr Onkel. Seine sonst so weiche Stimme klang angespannt und er starrte auf den Zug, als wolle er aufspringen, wie ein Mann es getan hätte, der halb so alt war wie er. „Wir werden dort zuerst nachfragen.“

Tante Ann legte ihm eine Hand auf den Arm. „Warte“, sagte sie sanft. „Die Kinder werden nicht gleich morgen zu anderen Familien geschickt. Lass uns Susanna erst einmal nach Hause bringen, damit sie sich erfrischen und stärken kann.“

Die Anspannung wich aus seiner Haltung, obwohl die Falten um seinen Mund sich noch vertieften, als er zu Susanna sagte: „Deine Tante hat recht – du musst dich ausruhen.“

Das Letzte, was Susanna im Augenblick tun wollte, war, sich irgendwohin zu setzen und sich auszuruhen. Sie fürchtete sich vor den Gedanken und Tränen, die unweigerlich aufsteigen würden, wenn sie zur Ruhe kam. Sie wollte nicht einmal essen, denn ihr Magen hatte sich zu einem winzigen Knoten zusammengezogen und in ihrem Mund hatte sie den Geschmack von rostigen Nägeln. „Rachel würde ihre Kinder niemals im Stich lassen. Vor allem nicht aus ... aus so einem sündigen Grund.“ Sie biss sich auf die Unterlippe. Sie wollte diese schrecklichen Worte nicht denken, doch das Echo von Georges Behauptungen hallte in ihrer Erinnerung nach.

„Mein Liebes, wir denken nur das Beste von ihr. Es tut mir schrecklich leid, dass du diese Bürde die ganze Fahrt über alleine tragen musstest.“ Tante Ann griff nach Susannas Hand. Onkel Will winkte dem Gepäckträger, der daraufhin Susannas Tasche hinter ihnen her über den Bahnsteig trug. Der Zug pffte und kündigte damit seine baldige Abfahrt an. Über ihren Köpfen hatten sich die Wolken zusammengeballt und die Hitze war so drückend, dass man das Gefühl hatte, sogar der Staub läge erschöpft auf der Straße.

„Soll ich Sie mitnehmen, Bischof Hanby?“, rief ein junger Mann

mit einem Maultierwagen von der anderen Straßenseite herüber. „Mein Vater hat mir gesagt, ich soll Sie umsonst fahren, wann immer es nötig ist.“

„Ach, danke“, rief ihr Onkel zurück. „Das wäre wirklich hervorragend. Aber du musst mich nicht Bischof nennen – Mr Hanby reicht völlig.“

Der junge Mann lenkte seinen Karren zu ihnen herüber und Onkel Will reichte der Tante seinen Stock, bückte sich und hob Susannas Reisetasche auf die Ladefläche.

„Und wir setzen uns daneben“, sagte er zu Susanna. „Es ist zwar nicht sehr komfortabel, aber besser als ein Gang mit einer schweren Last.“

Sie nickte und Tante Ann drückte mitfühlend ihre Hand.

Ihre Tante war immer so unglaublich freundlich. Susanna und Rachel hatten es als Kinder geliebt, die Hanbys in Westerville zu besuchen. Rachel hatte die großen Cousins mit ihren lustigen Geschichten zum Lachen gebracht.

Wie sollte sie ihre Schwester nur finden? Susanna verdeckte ihre Angst mit dem ersten Kommentar, der ihr einfiel. „Ist euer neues Zuhause in der Nähe?“

„Nur die State Street runter.“ Die Antwort ihres Onkels klang leise. Sie hatten ihr früheres Haus verloren, nachdem Onkel Will es zugunsten des Otterbein-Colleges beliehen hatte. Als das College fast bankrottgegangen wäre, war das Anwesen der Hanbys von den Gläubigern verkauft worden. Doch ihr Onkel hatte nie ein bitteres Wort über diese Sache verloren. Ihm war nur wichtig, dass das College in Westerville überleben konnte. Und das hatte es.

Der Wagen rollte die Straße hinunter, bis er vor einem kleinen weißen Haus hielt, an dessen Rückseite sich eine Scheune anlehnte.

Der Fahrer hob die Reisetasche von der Ladefläche und brachte sie auf die Veranda. Er tippte sich noch einmal an seine Mütze, dann lief er zurück zu seinem Wagen und schnalzte mit den Zügeln. Gehorsam machte sich das Maultier auf den Weg zurück zum Bahnhof.

Onkel Will hielt die Tür auf, sodass Susanna hinter ihrer Tante das Haus betreten konnte.

Während sie ihren Hut abnahm, nahm sie die Veränderungen in

sich auf. Verschwunden waren die großen, dicken Teppiche, die sie aus dem vorherigen Heim der Hanbys kannte. Stattdessen lag ein einfacher Läufer auf dem Boden. Zwei Schaukelstühle standen vor einem kleinen Holzofen, zwei Sessel und ein Regal über dem Kamin waren die einzigen weiteren Möbelstücke. Es war ein Schock. Offensichtlich ging es Tante Ann und Onkel Will finanziell kaum besser als Susannas Eltern.

„Du wirst oben schlafen“, erklärte Onkel Will. „Wir zeigen es dir später.“

„Erst einmal mache ich dir etwas zu essen“, sagte ihre Tante. Sie trat an den Küchentisch, wobei ihr blaues Kleid raschelte. Selbst nachdem sie acht Kinder auf die Welt gebracht hatte, war Ann Hanby immer noch zierlich und anmutig.

„Ich gehe in die Scheune“, beschloss Onkel Will. „Wenn wir morgen nach Columbus fahren wollen, sollte ich das Geschirr heute noch fertig machen und in den Laden bringen.“ Die Tür fiel hinter ihm zu.

Tante Ann mischte Mehl und Wasser, dann formte sie den Teig zu kleinen Brötchen. Susanna ging durch die Küche und suchte nach einer Aufgabe. Sie betrachtete ein Regal mit Küchengeräten und einer Reihe fein säuberlich aufgestellter Blechdosen. Selbst in diesem gemütlichen, ordentlich aufgeräumten Raum erschien ihr alles falsch und durcheinander. Monatelang hatte sie sich darauf gefreut, endlich studieren zu können, ihr Wissen zu erweitern und sich ganz der Botanik zu widmen. Doch stattdessen war nun ihre Familie zerrissen und sie war ratlos, weil sie keinen Ausweg sah. Doch sie durfte nicht aufhören zu funktionieren.

„Kann ich dir irgendetwas helfen?“ Ihre eigene Stimme klang selbst für Susanna fremd und unsicher.

Tante Ann wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Warum gehst du nicht zu Will und redest mit ihm, während ich das Abendessen mache? Er würde sich über deine Gesellschaft freuen. Er arbeitet so oft alleine da draußen.“

„Ja, das mache ich.“ Wahrscheinlich würde es ihr sogar leichter fallen, mit Onkel Will zu sprechen als mit ihrer einfühlsamen Tante, deren Freundlichkeit den Schmerz nur weiter an die Oberfläche zerren würde.

Draußen stand die weiß getünchte Tür der Scheune offen. Das gedämpfte Nachmittagslicht fiel auf Onkel Wills gebeugten Kopf, während er auf der Sattlerbank saß. Doch er hielt nichts in seinen Händen. Sie waren gefaltet und er hatte seine Augen geschlossen. Susanna blieb stehen und ließ die Ruhe seines Gebetes durch sich hindurchströmen.

Er sah auf. „Komm rein.“ Er zeigte auf einen Hocker nicht weit von seinem Sitzplatz entfernt. „Nach dem Essen gehen wir zum Telegrafienbüro und schreiben der *Hannah-Neil-Mission*.“

Sie atmete tief ein. „Danke.“

„Wir werden die Kinder finden. Mach dir keine Sorgen.“ Onkel Will legte einen Streifen hellen Leders vor sich auf den Tisch und suchte das richtige Werkzeug aus. „Du und Rachel, ihr habt euch immer an Blumen erfreut.“

Was hat das zu bedeuten? Susannas Brust zog sich bei der Erinnerung an die zerstörten Blumen im Garten ihrer Schwester zusammen. Sie brachte kein Wort über die Lippen.

Onkel Will fing an, mit dem Hammer vorsichtig auf den Meißel zu klopfen, und grub auf diese Weise kleine Muster in das Leder.

Seine Knöchel waren von Arthrose geschwollen, aber immer noch kräftig. Es musste ihm schreckliche Schmerzen bereiten, stundenlang mit dem Werkzeug zu arbeiten. Doch offenbar schien ihm das nichts auszumachen.

Nach einigen Minuten legte Onkel Will seine Werkzeuge beiseite und schwang ein Bein über die Bank, um aufzustehen. Er legte Susanna den Lederstreifen in die Hand. Eingraviert in die braune Oberfläche war eine glockenförmige Blume, die von einem Stiel herabhing.

Sie verfolgte die zarten Linien mit den Fingern. „Ein Schneeglöckchen?“

„Ein Entwurf meines Schwiegervaters, den er erst an mich und den ich später an meine Söhne weitergegeben habe.“ Onkel Wills braune Augen strahlten unter seinen weißen Brauen. „Ein Zeichen der Hoffnung, wie Mr Miller immer sagte.“

Susanna steckte das Leder vorsichtig in die verborgene Tasche ihres Rockes, behielt jedoch die Finger darum geschlossen und spürte die zarten Linien.

Die Erwähnung von Onkel Wills Söhnen brachte Susanna kurz auf andere Gedanken. „Wo ist Cousin Samuel?“ Der jüngste Sohn ihres Onkels lebte eigentlich in der Stadt. „Ich weiß, dass er auf Reisen ist, aber Mutter hat nicht gesagt, wohin er fährt.“

„Er forscht für eine Unternehmung in Alabama. In ein paar Monaten wird er zurückkommen.“

Ihr Onkel hatte noch weitere Söhne: Willie war Arzt geworden und weggezogen. Und Ben und Cyrus – nun, sie würde diese alten Wunden nicht aufreißen.

„Und nach dem Abendessen gehen wir zum Telegrafienbüro?“, fragte sie. Ein klarer Plan war etwas, an dem sie sich festhalten konnte.

„Ja, das werden wir. Sollen wir reingehen und essen?“ Onkel Will bot ihr seinen Arm an und führte sie zum Haus zurück.

„Ich sollte auch meinen Eltern schreiben“, sagte Susanna seufzend.

Wie sollte sie ihren Eltern nur beibringen, was George gesagt hatte? Sie würde Rachel nicht mit seinen Lügen beschmutzen. Und vor allem konnte sie ihnen nicht von ihren Enkelkindern schreiben, noch nicht. Es würde ihnen das Herz brechen. Am besten wartete sie mit dem Brief an ihre Eltern, bis sie den schlechten Neuigkeiten einige gute hinzufügen konnte.

Und sie betete dafür, dass dies bald der Fall sein würde.